

Zeitschrift: Gewerkschaftliche Rundschau : Vierteljahresschrift des Schweizerischen Gewerkschaftsbundes
Herausgeber: Schweizerischer Gewerkschaftsbund
Band: 63 (1971)
Heft: 6

Artikel: Eisenwichser
Autor: Meier, Bettina
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-354507>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

die Einfuhren überall dort etwas verbilligen werden, wo der ausländische Lieferant eine monopolistische Stellung nicht innehat. Einfuhrverbilligungen dürften – im Ausgleich zu den Exportnachteilen – auch für die Landwirtschaft von Bedeutung sein.

Angesichts der Kompliziertheit des Preis- und (bezüglich der Landwirtschaft) Tariffestsetzungsmechanismus scheint es uns zu früh, um eine in ihrer Grössenordnung zuverlässige Saldierung von schon jetzt greifbaren Vor- und Nachteilen geben zu können. Wir müssen uns aber stets bewusst sein, dass die Inflation ein breitestes Kreise treffendes Krebsübel ist. Wir sollten daher nicht vergessen, dass der Antiinflationgedanke (vor allem der Wille zum Auffangen der extern bedingten Inflation) an der geistigen Wurzel der Aufwertung steht. In ihm findet sie ihre beste Rechtfertigung.

Prof. Dr. Fritz Marbach, Bern

Eisenwischer

«Eisenwischer: Das sind Arbeiter, welche überwiegend für das Streichen von Eisenkonstruktionen wie Schiffe, Industrieanlagen, Tanks, Hochspannungsmasten usw. eingesetzt werden. Meist sind es ungelernte Arbeitskräfte, manchmal gelernte Maler und Anstreicher. Da sie vor allem im Schichtlohn oder Akkord arbeiten oder zum Stundenlohn noch diverse Schmutz-, Gefahren-, Höhen- oder Nachtarbeitszulagen bekommen, verdienen sie etwas mehr Geld als normale Berufs-Fachleute. Der Ausdruck ‚Eisenwischer‘ wird von ihnen selbst in nüchterner Einschätzung ihrer Arbeit gebraucht.» (Aus dem Programmheft des Galerietheaters «Die Rampe», Bern)

Heinrich Henkel, (geboren 1937 in Koblenz/Rhein), ein gelernter Maler, hat der Arbeit seiner Berufskollegen der «Eisenwischer» ein Stück gewidmet. 1970 wurde es in Basel uraufgeführt, ging dann über die Bühnen vieler grösserer Städte in Deutschland, Oesterreich und der Schweiz, erschien in Hörspiel- und Fernsehfassungen und wurde kürzlich auch ein bemerkenswerter Erfolg im Berner Kellertheater «Die Rampe». Der Diogenes-Verlag (Zürich) hat das Stück bereits 1970 als Taschenbuch herausgegeben (Fr. 6.80).

Worauf mag dieser plötzliche Erfolg eines bisher nur mässig bekannten jungen Arbeiter-Autors beruhen? Was ist so völlig neu und einzigartig an seinem Zweiakter, dass sich eine Besprechung in der «Rundschau» nicht bloss rechtfertigt, sondern geradezu aufdrängt?

Henkel hat die «Bretter, die die Welt bedeuten» sozusagen beim Wort genommen: als erster und bisher einziger Autor hat er es gewagt, die reale Arbeitswelt einer bestimmten Berufsgruppe, der

«Eisenwichser», auf die Bühne bringen. Als Bühnenbild für beide Akte stellt er sich lediglich vor: «Dickichtartige Rohre in einem grossen Tunnel.» Handelnde Personen: *August Lötscher* (57), ein Mann, der sein Leben mit dem Anstreichen dieser Rohre verbringt. Sie sind seine Lebensaufgabe. *Volker* (20), ein unbekümmerter junger Mann, der Rohre bemalt, weil er damit Geld verdient. *Egon*, der redselige Monteur, tritt zweimal kurz in Erscheinung, um einen Schaden zu beheben. *Der Chef* (57), im Gegensatz zum gleichaltrigen Lötscher unverbraucht, in sportlich-eleganter Kleidung, lässt sich nur zu Beginn des Stückes blicken, um Volker dem «Veteranen» vorzustellen.

Requisiten: Farbtöpfe, breite Pinsel, Putzlappen, Brotsack, Thermosflasche.

Das ist alles. Das ist die Welt der beiden im Tunnel auf unbestimmte Zeit beschäftigten «Eisenwichser». Darüber hinaus hat Volker ein unterhaltsames Privatleben, Freizeit, die eben ausreicht, das verdiente Geld auszugeben. Lötschers Privatleben bilden seine Söhne und seine Frau, die ihn vermutlich mit einem verwitweten Studienrat betrügt.

Eine mühsame, trostlose Art zu leben oder vielmehr sein Dasein zu fristen, trostlos und kalt wie die dickichtartig den Tunnel durchziehenden Rohre, die grauen und blauen – von Lötscher wie ein Heiligtum gepflegt und behütet, denn was bliebe ihm noch, wenn er seine Rohre nicht mehr hätte . . .

Rohrbruch. Betäubende Dämpfe breiten sich aus. Egon, der Mechaniker, kommt, behebt den Schaden. Bald munter plaudernd, bald schweigend streichen die «Eisenwichser» weiter. Plötzlich entdeckt Lötscher, dass der junge Volker versehentlich einige Pinselstriche grauer Farbe auf ein blaues Rohr geschmiert hat. Eine Lapalie, leicht wiedergutzumachen. Doch aus seiner bedingungslosen «Verehrung» der endlosen, gleichgültigen Metallschlangen gerät der Veteran völlig ausser sich vor Wut und unversehens entbrennt ein heftiger Streit zwischen den beiden, es kommt zu einer Rauferei, bei der Lötscher als der ältere und schwächere den Kampf bald erschöpft aufgeben muss.

Schweigend streichen sie weiter.

Zweiter Akt. Fünf Monate später. August Lötscher liegt zwischen den Rohren und streicht. Er hustet. Sein Pinsel fällt zu Boden. Steifbeinig klettert er herab, hebt den Pinsel auf und steigt wieder hoch, streicht weiter. Volker arbeitet jetzt routiniert. Im Verlaufe eines belanglosen Gesprächs über Medikamente (die meisten Maler beginnen ihren Arbeitstag mit aufputschenden Getränken oder vom Arzt verschriebenen Medikamenten) wird Volker nachdenklich. Er denkt über die Rohre nach. Findet heraus, «dass es zum Beispiel keine Flächen sind. Das ist doch . . . ich weiss nicht, aber ich meine: Wenn man sie rundum misst und der Länge nach, dann sind es Flä-

chen, die rauskommen, die wir streichen. Allerhand Quadratmeter.» Lötscher kann daran nichts Besonderes finden. Auch nicht daran, dass immer nur der lange Weg gestrichen wird, nie quer – «Das ist einfach so. Immer den langen Weg, und dann rutschen wir weiter,» sinniert Volker. Er sucht einen Sinn in seiner Arbeit. Lötscher kennt ihn: «Wir sorgen dafür, dass die Rohre hier nicht rosten.» Alles andere ist ihm gleichgültig. Ueber ein Heiligtum denkt man nicht nach.

Volker aber verfolgt seinen Gedankengang unbeirrt weiter. Bald streiten sie sich um Sinn oder Unsinn einer solchen Diskussion. Nicht wütend, diesmal – lachend, niesend, lauter lachend, mehrmals niesend, brüllend, kichernd, hustend . . . Volker kleckert Farbe auf den Boden. Er betrachtet den Fleck, fasziniert, verworren vor sich hin philosophierend. Lötscher reisst sich zusammen: «Los, an die Arbeit!» Doch bald verfällt er selber der Kleckse-Farbe-Pinsel-Philosophie . . . lachend, taumelnd, zusehends hysterischer gebärden sich die beiden «Eisenwischer» wie Betrunkene, Berauschte . . .

Lötscher hat sich einen Rest Pflichtbewusstsein bewahrt, verlangt energisch nach Kaffee. Letzter Widerstand gegen den Rausch: «Wir – müssen weiter – arbeiten.» Volker hilft ihm, wieder auf die Rohre zu klettern, steigt selber hinauf. Beide husten und lachen, steigern sich in einen Lachkoller hinein. Sie streichen, blau, grau, längs und quer – Lötscher sinkt auf die Rohre, sein Pinsel fällt zu Boden. Er scheint eingeschlafen zu sein. Volker will ihn wecken, vergebens.

Plötzlich erscheint Egon, der Monteur. Die Ventilatoren waren ausgefallen. Jetzt laufen sie wieder. Egon sieht die Bescherung, stellt fest, dass Lötscher ohnmächtig geworden ist, verspricht, sogleich den Werkarzt zu holen. Volker kichert hinter ihm her und versucht, seinem leblosen Gefährten den Pinsel in die Hand zu drücken. Lötschers Arm gleitet wieder durch die Rohre, der Pinsel fällt wieder zu Boden.

Blackout, Vorhang.

Hat der erste Akt die Leere und abstumpfende Eintönigkeit der «Eisenwischer»-Arbeit gezeigt, die durch übertriebene Verherrlichung der zu streichenden Rohre kompensiert werden, so zeigt nun der zweite, «psychedelische» Akt die Gefährlichkeit solcher Arbeit für Menschen, die ätzenden Lösungen, Sauerstoffmangel und giftigen, berausenden Dämpfen nicht gewachsen sind – der es wäre, ist wohl noch nicht geboren!

Rund dreissig Jahre hat August Lötscher in diesem seinen Körper ruinierenden Klima gearbeitet, wie die meisten seiner Kollegen, oft neun Stunden täglich im gleichen Raum, in verpesteter Luft.

Der Autor dieses in seiner Wirklichkeitsnähe so erschütternden und aufrüttelnden Stückes kennt die Verhältnisse aus eigener Anschauung. Er hat mitansehen müssen, wie ein älterer Geselle verdünnte Nitrofarbe durch ein Fixierröhrchen blies und 15 Minuten

später ohnmächtig vor dem zu spritzenden Objekt lag. Er erholte sich wieder und machte weiter. Dann sah ihn Henkel wieder zu Boden fallen. Diesmal war es zuviel für den Gesellen: er starb drei Jahre später im Krankenhaus.

Als Vertrauensmann des SBHV machte Henkel einmal verschiedene Vorschläge zur Verbesserung der Arbeitsbedingungen seiner Kollegen. Unter anderem forderte er eine Verkürzung der Arbeitszeit.

Das alles sollte uns zu denken geben. Und um das Denken kommen wir kaum herum, wenn wir uns dieses Stück ansehen oder es lesen. Es ist ein Faustschlag ins Gesicht eines jeden, der da glaubt, solche Dinge kämen «bei uns» längst nicht mehr vor. Henkel hat nicht nur in Deutschland als Schiffsmaler, sondern auch sechs Jahre als Gastarbeiter bei einer Schweizer Firma «eisengewichst». Viele seiner Kollegen brechen aus ihrem Beruf aus oder übernehmen nur noch Gelegenheitsarbeiten.

Die Folge dieses «Gammlerlebens» tritt dann früher oder später in Form von psychotischen und neurotischen Gemütszuständen auf. «Derjenige aber», stellt Henkel fest, «der seinem Malerberuf treugeblieben ist, wird seine Rentnerjahre genausowenig geniessen.»

Heinrich Henkels Stück betreibt scharfe Gesellschaftskritik nach «rechts» und nach «links». Es ist also kein traditionelles Links-Theater, es ist nicht abstrakt, verbreitet keine Parolen und Theorien, es bietet schlicht einen Einblick in die Welt von Berufsarbeitern, die ansonsten wenig von sich reden machen, zu wenig, wie es scheint. Henkel möchte hier, diesmal nicht auf gewerkschaftlichem, sondern auf künstlerischem Weg Abhilfe schaffen.

Er hat sich zum Sprachrohr der «Eisenwischer» gemacht. Und er hat dies in einer Weise getan, die uns nicht ohne einige Fragen zur Tagesordnung übergehen lässt. Fragen, die auf Antwort warten...

Bettina Meier, Bern

Die CSSR hat politische Sorgen

Der 14. Parteikongress hätte schon im September 1968 stattfinden sollen. Die Entwicklung in der CSSR ist unverkennbar restaurativ und zu einem hohen Grade konträr zu den – wenn auch bescheidenen, aber dennoch vorhandenen – reformerischen Versuchen in einigen anderen sozialistischen Staaten.

Konsolidierung durch gewaltsame Befriedung

Die Behauptung des Ersten Parteisekretärs, die innenpolitische Lage habe konsolidiert und die Einheit des Parteiapparates wieder